

lich nie etwas Wesentliches, hingegen beging er schwere Fehler. Großvater wollte ihn in seiner Buchhandlung haben und widersetzte sich Vaters ewig wechselndem Suchen nach einer Laufbahn als Theologe, Philosoph, Sportsmann oder Biologe. Doch vor allem stellte er sich Vaters größtem Ehrgeiz entgegen, nämlich, Konzertgeiger zu werden. Er drohte, seine finanzielle Unterstützung einzustellen, falls Vater nicht gehorchte. Als Vater nach Petersburg ging, um bei Professor Auer zu studieren, glaubte er nicht, daß diese Drohung wahr werden könnte, und doch geschah es. Bald nach Vaters Abreise wurde ich ausgesandt, Großvater um Hilfe zu bitten. Meine Mission scheiterte jedoch kläglich.

»Ich werde keine Kopeke hergeben, ich wußte im voraus, daß es so kommen würde«, sagte Großvater mit hartem Gesicht.

Früh am nächsten Morgen verließ ich mit meinem Cello das Haus und ging auf Arbeitssuche. Aber jeder Tag brachte neue Enttäuschung, bis meine Hoffnungen schwanden und ich bereit war, jede Art von Hilfe anzunehmen. Eines Tages bemerkte ich auf meinem Heimweg verschiedene Leute mit Musikinstrumenten in einem Gebäude ein- und ausgehen. Ich ging auch hinein. Da war ein großer Saal, und ich sah Gruppen von Menschen. Manche hatten langes Haar, andere waren verkrüppelt, viele waren alt, und keiner sah wohlhabend aus. Es gab keine Stühle außer einem einzigen, auf dem ein Mann an einem Pult saß. »Was möchtest du?« rief er mir zu und blickte auf mein Cello. »Komm her, mein Sohn. Dies ist eine Stellenvermittlung. Suchst du Arbeit?«

»Ja.«

»Aber du bist ja noch ein Kind? Wie alt bist du?«

»Acht.«

»Und deine Eltern wollen, daß du arbeitest?«

»Sie haben mich hergeschickt.«

»Hast du schon irgendwo gespielt?«

»Zu Hause – Quartett, mit meinem Vater und meinem Bruder.«

»Aber das macht nur drei.«

»Ich singe gewöhnlich den Viola-Part dazu.«

»Auch ein Sänger, wie? Aber wir brauchen hier keine Quartette. Kannst du irgendeine Zigeunermusik spielen?« Er bot mir seinen Stuhl an, und ich spielte »Marussja hat sich vergiftet« und meine eigenen Variationen über »Schwarze Augen«.

»Da gäbe es Arbeit in einem Nachtclub«, sagte er überrascht, als spräche er zu sich selbst.

»Die hätte ich sehr gern«, sagte ich.

Ich bekam die Stelle, aber wir hielten es vor meinem Vater geheim. Meinen Lohn brachte ich regelmäßig nach Hause und gab ihn meiner Mutter. Alles ging gut, bloß über die Zusammensetzung des Ensembles zerbrach ich mir den Kopf. Warum waren da zwei junge Frauen unter uns? Keine von beiden konnte die Gitarre oder Mandoline, die sie in der Hand hielten, spielen. Als ich unseren Leiter danach fragte, antwortete er: »Dekoration – nur Zubehör.«

Ich fand Wera sehr schön. Sie saß neben mir, und ich konnte ihr Parfum riechen. Jeder hatte sie gern, viele Gäste wünschten ihre Gesellschaft und veranlaßten sie, manchmal für Stunden von der Bühne herunterzukommen. Gelegentlich kam sie sehr bald zurück, doch immer nur für kurze Zeit. Die Leute verlangten auch nach Natka, aber weniger oft. Ich konnte es ihnen nicht verargen. Ihre Wangen waren zu rot, und sie hatte böse Augen.

In einer regnerischen Nacht bot Wera mir an, mich in einem Einspanner nach Hause zu bringen. »Warum kommst du nicht mit zu mir? Ich mache dir heiße Schokolade. Du wirst sehen, wie ich wohne«, sagte sie und streichelte meine Hand.

Sie entzündete die Petroleumlampe viel rascher, als meine Schwester Nadja es konnte. Ich sah mich in dem kleinen Zimmer um. In der Mitte eines riesigen Bettes saß ein Stoffhund. Ich faßte ihn an; er war weich und duftete nach Parfum. Wera sagte, die Schokolade werde gleich fertig sein. »Warum sagst du gar nichts, mein großer, kleiner Bub? Du hast noch nicht einmal deinen Mantel abgelegt. Ich werde es mir jetzt bequem machen.« Hurtig zog sie ihr Kleid über den Kopf und brachte dabei ihr reiches goldenes Haar in Unordnung. »Willst du nicht bei mir bleiben? Draußen regnet es.« Sie spielte mit meinem Haar.

Am andern Morgen kam ich nach dem Frühstück, tadellos gewaschen, mit frisch gebügelten Hosen, pomadisierten Haaren und einem leichten Parfumduft nach Hause. Die ganze Familie erwartete mich, erschöpft nach einer schlaflosen Nacht, die sie in Sorge und auf der Suche nach mir verbracht hatte. Als ich erzählte, daß ich die Nacht über bei Wera gewesen sei, war ich über die Wirkung, die dies hervorrief, ganz überrascht.

Wieder bei der Arbeit, erfüllte ich nur zerstreut meine Pflichten. »Warum beachtet Wera mich nicht?« fragte ich mich eifersüchtig. Sie wechselte sogar ihren Platz mit Natka. Ich haßte die Männer, die Wera zuwinkten. Die Gäste begannen sich zu be-

klagen. »Sind wir hier in einem Bordell oder in einem Kindergarten?«

»Der Bub schadet dem Geschäft«, sagte der Direktor zum Leiter. Dies war meine letzte Nacht dort.

Als erstes Kinotheater in Jekaterinoslaw entstand das Koliseum. Filme waren eine Neuigkeit, und alle waren stolz auf das neue Gebäude. Aber niemand fand es so aufregend wie ich, denn ich gehörte dazu. Ich saß mit meinem Cello im Orchestergraben und sah den Film sogar vor der großen Premiere. Es war ein glücklicher Zufall, daß der einzige verfügbare Cellist in der Stadt sich, wenn er nüchtern war, vor der Dunkelheit fürchtete und deshalb die Stelle nicht wollte. Als ich mich darum bewarb, war der Besitzer selbst anwesend. Er und alle acht Mitglieder des Orchesters machten mir Komplimente. Ich kletterte aus dem Graben herauf; da setzte der Besitzer seine Brille auf und musterte mich.

»Verdamm' mich! Sag, wie alt bist du?«

»Niemand kann ihn hier unten sehen«, sagte der Unternehmer. Der Besitzer zögerte. Aber kein anderer Cellist war zu bekommen, und ich wurde engagiert. Ich rannte, mein Cello fest im Arm, um meiner Mutter schnell die große Neuigkeit zu berichten.

»Es ist ein wundervoller Posten«, rief ich. »Ich darf die Musik für den Film aussuchen! Das wird ein Riesenspaß – wirklich etwas anderes, nicht bloß Cellospielen.« Ich sprach sehr rasch. »Weißt du, Mutter, wie das gemacht wird? Du mußt mitkommen, ja? Ich kriege eine Uhr, Papier und Bleistift, um den Zeitablauf jeder Handlung festzuhalten. Zum Beispiel, wenn der Zug kommt, spielen wir TARARAM-TARARAM-TARARAM-TAM-TAM, du weißt, Rossini. Da gibt es eine Szene, o Mama, die wird dir gefallen – ein schönes Mädchen wird von einem Mann geküßt, und er ist ganz hingerissen. Ich habe noch nie so was gesehen – da gibt es ein Stückchen Musik von Tschaikowskij dazu, vollkommen passend.«

Mutter lächelte. »Findest du nicht, daß es Zeit für dich ist, zu Bett zu gehen?« Sie gab mir einen Gutenachtkuß. Als ich allein in meinem Zimmer war, dachte ich an Vater. Ich wünschte, er wäre daheim. Ich vermißte ihn sehr, seine Heiterkeit und sogar seinen Zorn. Jetzt war ich nie sicher, ob ich nicht etwas Falsches gemacht hatte.

Meine ersten Tage im Koliseum waren aufregend. Das Orchester, das Repertoire, ja den Film selbst empfand ich als einen Teil

meiner eigenen Schöpfung. Aber bevor die Woche vorbei war, ließ meine Begeisterung nach. Ich saß tief unten im Orchestergraben. Auf meinen Kopf fielen andauernd Wassertropfen von der niedrigen, neuen Zementdecke, und das wurde auch nicht besser, als ich meinen Kopf mit einer Kappe bedeckte. Ich spürte jeden Tropfen, noch bevor er mich erreichte. Es gab keinen anderen Sitzplatz für mich, und niemand wollte freiwillig mit mir tauschen. Ich begann eine merkwürdige Tic-artige Grimasse zu machen, was meine Mutter beunruhigte. An Sonn- und Feiertagen hatte ich von drei Uhr nachmittags bis Mitternacht zu spielen. Ich wurde reizbar. Nur mein Freund Stolpikov im Orchester wußte, wie müde ich war. Er bot mir an, meinen Part auf der Trompete zu spielen, aber sein eigener war schon mehr, als er bewältigen konnte. Außerdem hatte er ständig wunde Lippen. Ich glaube, weil er zu viele Erdnüsse aß. Es gab nie einen größeren Erdnußfanatiker als ihn. Er liebte sie geröstet. Seine Taschen waren damit angefüllt, und wo immer er ging, konnte man seine Spuren nach den Schalenabfällen verfolgen. Ein gutherziger Mensch, der nicht viel zu bieten hatte außer Mitgefühl und einer Handvoll Erdnüsse. Für mich bedeutete das damals große Reichtümer.

Es war an einem Sonntag, als ich hörte, daß Stolpikov von den Musikern eine Pause für mich verlangte. »Der Knabe wird sterben.«

»Halt' deinen Mund, Erdnußschädel!«

Ich war in der Mitte meines Solos im ›Wilhelm Tell‹, aber ich konnte nicht mehr weiter. »Spiele«, zischte mich der Konzertmeister an, der gleichzeitig der Dirigent war. »Spiele, du Bastard!« Er schlug mich mit seinem Bogen. In mir wurde alles schwarz, ich muß etwas Furchtbares getan haben; ich kann mich nicht mehr erinnern, was. Aber später auf der Straße erzählte mir Stolpikov, ich hätte einen Stuhl auf dem Kopf des Dirigenten zerschlagen und unter anderen Verlusten befände sich eine Geige und Stolpikovs Trompete. So endete mein zweites Engagement.

Großvaters Tod führte meinen Vater wieder nach Hause zurück. Er sah niedergeschlagen und abgehärmt aus. St. Petersburg war ein Mißerfolg gewesen.

Tante Julie und Onkel Leo reisten in Eile nach den Vereinigten Staaten ab, vermutlich mit dem größten Teil der Erbschaft. Vater beschloß, seinen kärglichen Anteil darauf zu verwenden, nach Moskau zu übersiedeln, wo es für seine Kinder bessere Ausbildungsmöglichkeiten gab. Ich war ungefähr neun Jahre alt, als wir dorthin zogen.

Vater legte sein Geld in einem Mietshaus an, das in einem der Außenbezirke Moskaus stand, und stellte ein Gesuch um meine Aufnahme an das Moskauer Konservatorium. Ich wurde geprüft, spielte dem Direktor, Ippolitov-Iwanov, sowie dem Cello-Professor, von Glehn, vor und wurde mit einem Stipendium als Schüler aufgenommen.

Der Schulweg war ziemlich weit. Unser Haus war ein solid gebautes Blockhaus, dessen Eingang sich in einem Hof hinter einem riesigen ländlichen Tor befand. Ein Bolzen verschloß es für die Nacht. Es wirkte wie eine Parodie auf etwas Mittelalterliches, eine armselige Festung, die nichts zu schützen hatte. Die Umgebung bestand aus Reihen trostloser, unbemalter Fachwerkhäuser. Nebenan befand sich eine Schenke, in der unter Regierungsmonopol Wodka verkauft wurde. Hier sah man Männer wie im Typhusfieber auf den Boden fallen, der mit leeren Flaschen übersät war. An Zahltagen warteten dort die Frauen auf ihre Väter und Männer und wollten sie daran hindern, sich zu betrinken; aber meistens humpelten sie traurig wieder nach Hause, verprügelt von ihren ungebärdigen und durstigen Männern.

In dieser Nachbarschaft fanden Faustkämpfe statt von Banden einer Straße mit denen der andern, die bei den Kindern begannen und bei den Erwachsenen aufhörten, ein Sport, der manches Mal mit Mord endete. Es war eine rauhe Gegend. Einige Straßen weiter entfernt befand sich eine Schokoladefabrik. Die meisten unserer Hausbewohner arbeiteten dort, und ihre Tage begannen bei morgendlicher Dunkelheit.

Das Haus besaß sechs Wohnungen – drei in jedem Stockwerk. Unsere lag zuoberst und war die größte. Wir hatten ein Klavier,